

Predigt zum Requiem für Werner Piontek

Ja, die Schriftgelehrten und Pharisäer haben Recht: Schuld muss beim Namen genannt werden; Schuld muss mit aller Härte verfolgt werden. Ehebruch – das ist Eingriff in die tiefsten Tiefen menschlichen Lebens, in seine Intimität, das ist Zerstörung von Vertrauen, von Gemeinschaft. Schuld hat eben nicht nur eine Auswirkung auf Opfer und Täter, Schuld hat – wie alles in unserem Leben – auch eine soziale Komponente. Schuld gefährdet das Miteinander.

Ja, Werner hat Schuld auf sich geladen, hat durch seine Übergriffe Vertrauen zerstört und niemand will diese Schuld klein reden, relativieren oder gar rechtfertigen. Ja, Werner war sich bewusst, dass seine Schuld nicht nur die Opfer traf, sondern auch das Umfeld. Seine Schuld hat Freundschaften, hat das Netz seiner Beziehungen angegriffen und die Familie in Mitleidenschaft gezogen. Vielleicht glaubte er deshalb, die Familie nur noch schützen zu können, indem er seinem Leben ein Ende setzte.

Mose hat im Gesetz vorgeschrieben, Frauen, die Ehebruch begangen haben, zu steinigen. Zorn und Wut über ein Vergehen sollten sich austoben, sollten ein Ziel bekommen. Doch kann der Tod die Tat ungeschehen machen? Wird durch den Steinhagel irgendetwas besser? Wird der physische oder der soziale Tod eines Menschen dem Leben gerecht? Dient es dem Leben, wenn wir aus noch so berechtigter Wut ausgrenzen und uns abgrenzen, wenn wir einen Menschen auf sein Vergehen, seine Schuld reduzieren? Und sind wir als Christen nicht aufgerufen, im Geist Jesu über uns selbst und unsere Grenzen hinauszugehen, die Schuld beim Namen zu nennen, den Schuldigen aber nicht fallen zu lassen; die Sünde zu hassen, den Sünder aber zu lieben?

Werner musste mit einem dunklen Schatten leben. Er entstand, als er die Brutalität des DDR-Staates zu spüren bekam. Als 17-Jähriger wurde er inhaftiert, gedemütigt und missbraucht. Wie ein undurchdringlicher, finsterner Nebel lag diese Zeit auf seinem Herz, auf seiner Seele. Werner konnte nie darüber reden und nur er wusste, was dies mit ihm gemacht hatte. Er selbst suchte für sich einen Ausweg aus dieser Nacht in der Kirche. Sein Leben war Heilig Kreuz, sein Leben war das Eingebunden-Sein in Familienkreis und Chor, war die Bereitschaft, sich um das Gelände zu kümmern und seine Freude an den Feiern.

Er war eine Säule für die Gemeinde, ein facettenreicher, nicht immer einfacher Mensch, der glaubte, seinen Frieden gefunden zu haben durch sein Leben für die Familie und für die Gemeinde, durch sein Engagement für Litauen.

Euch, der Familie, wird er besonders fehlen: Dir, liebe Lilo, denn für Dich war er immer da. Euch, den Kindern und Schwiegerkindern, mit denen er so offen, wie es ihm möglich war, über alles geredet hat und denen er doch nicht alles gesagt hat; und auch Euch, den Enkeln, denen seine letzten Gedanken galten. Er war einfach Euer Opa Werner, der jeden Wunsch erfüllte.

Weil er Angst hatte, dass seine Vergehen auch auf Euch fallen und Euch belasten und isolieren, weil er Angst hatte, dass alles, was ihm wichtig war, nun wegbricht, glaubte er, es sei das Beste, wenn es ihn nicht mehr gäbe.

Das, liebe Gemeinde, ist die Tragik dieses Todes: dass ein Mensch sich so sehr auf seine grausame, finstere Schuld reduziert fühlt, dass er glauben muss, dass es für ihn kein Leben, keine Zukunft mehr geben kann.

Leider hat Werner, wie so oft in seinem Leben, auch darüber mit niemanden gesprochen. Er wollte alles mit sich selbst ausmachen. Selbst jene, die ihm gern geholfen hätten, die Familie und einige Freunde, haben nichts davon gespürt. Deshalb trifft uns sein Tod so hart.

Wie aber – und das ist heute für mich die wichtigste Frage – können wir mit diesem Tod leben? Was müssen wir tun, um Wege zueinander und miteinander zu finden? Ja, was dient jetzt dem Leben: dem eigenen Leben, dem Leben der Opfer, dem Leben der Familie und dem Leben der Gemeinde?

Eines dient auf keinem Fall dem Leben: mit Steinen zu werfen und einander vorzuwerfen, was geschehen ist. Sinnvoller wäre es, über unser Miteinander nachzudenken. Wo schweigen wir, wo es besser wäre zu reden? Wo reden wir, wo es besser wäre zu schweigen? Wie gehen wir mit eigener Schuld um? Wo sind wir – ohne es zu wollen – Pharisäer, die mit ihrem Urteil andere isolieren? Wo gelingt es uns, dem Maßstab Jesu, dem Maßstab unseres Glaubens gerecht zu werden und wo bleiben wir dahinter zurück? Die Kirche, so unser Papst, „ist keine Zollstation, sie ist das Vaterhaus, wo Platz ist für jeden mit seinem mühevollen Leben.“¹ Gilt dies auch für unsere Gemeinde?

Liebe Familie Piontek, liebe Gemeinde, weil ich weiß, dass ich mich nicht auf meine Verdienste berufen kann, weil ich weiß, dass ich oft genug hinter dem christlichen Anspruch, liebevoll und barmherzig zu sein, zurückbleibe, ist mir das Gebet vor der Kommunion so wichtig. „Herr, ich bin nicht würdig, aber sprich DU nur ein Wort, so wird meine Seele gesund“.

Dieses Gebet lege ich uns allen ans Herz, damit *communio*, Kommunion, Gemeinschaft möglich ist oder wieder möglich wird – auch und gerade heute.

¹ Papst Franziskus, Apostolisches Schreiben *Evangelii gaudium*

Herr, sprich du dein Wort und lass Werner einziehen unter das Dach deiner ewigen Liebe und Barmherzigkeit. Herr, sprich du dein Wort, das die Familie und die Freunde tröstet. Herr, sprich du dein Wort, das uns heilt, damit wir Wege zueinander finden und miteinander unterwegs bleiben, bis auch wir in dir vollendet sind. Amen.